

Der Boden, auf dem ich stehe

Sehr geehrte Damen und Herren,

fangen wir zunächst mit dem Nächstliegenden an: Der Boden, auf dem ich stehe, auf dem Sie stehen, ist der Boden des Gewölbekellers im Kulturzentrum während der Vernissage zur Ausstellung „Der Boden, auf dem ich stehe“. Alles lässt sich exakt bestimmen, Ort, Anlass, Uhrzeit, die Kategorien sind klar und eindeutig und unverrückbar. Doch wenn man genauer hinschaut, wird klar, dass das nicht ganz richtig ist: wir befinden uns genau betrachtet nicht auf dem Boden des Gewölbekellers des Kulturzentrums, sondern auf dem Boden des Gewölbekellers eines Domherrenhofs aus dem 13. Jahrhundert, der in späteren Jahren zum Boden eines Teils der Stadtbücherei wurde und während der Diskussion um den Neubau des Kulturzentrums einmal im Gespräch war als Boden einer kleinen Bar, die dann aber nie realisiert wurde. Sie sehen: Der Boden, auf dem man steht, kann manchmal eine vielschichtige Angelegenheit sein.

Für uns alle bedeutet der Boden, auf dem wir stehen, in erster Linie etwas selbstverständliches, über das wir nicht nachdenken, sondern es als Teil unserer Lebenswelt und unseres Alltags blind voraussetzen. Wenn wir aufstehen, haben wir den gewohnten Trott unserer Schritte zum Bad, zur Küche, zur Bushaltestelle, zur Arbeit verinnerlicht.

So sicher dies tagein tagaus scheint, desto katastrophaler wird es, wenn die Sicherheit plötzlich ins Gegenteil umschlägt. Wenn wir keinen festen Boden unter den Füßen mehr haben, wenn wir den Boden unter den Füßen verlieren, wenn uns der Boden unter den Füßen weggezogen wird.

Den Boden unter den Füßen verloren hatten seit Mitte der fünfziger Jahre viele Menschen, die damals als sogenannte Gastarbeiter nach Deutschland gekommen sind: zuerst aus Italien, dann aus Spanien, Griechenland, der Türkei und vielen anderen Staaten. Sie hatten nicht nur ihre Heimat zurückgelassen, sondern vielfach auch ihre Familien, Freunde, ihr bisheriges Leben. Da zunächst im Sinne eines Rotationsprinzips lediglich an einen vorübergehenden Arbeitsaufenthalt gedacht war, gab es auch keinerlei Bemühungen einer Integrationspolitik, die die Eingliederung in die Gesellschaft erleichtert und unterstützt hätte. Nun, diese Zeiten sind zwar vorbei aber viele Angehörigen der zweiten und dritten Generation der früheren Migranten sind nach wie vor damit konfrontiert, ihre Probleme aus dem Spannungsfeld

zwischen Vergangenheit und Gegenwart für sich zu bewältigen. Für viele fühlt sich der Boden, auf dem sie stehen, nach wie vor fremd an.

Doch auch umgekehrt gilt dieses Gefühl der Fremdheit. Rund 12 % der Bürgerinnen und Bürger unserer Stadt sind Migranten, weit mehr haben zumindest einen Migrationshintergrund. Was weiß *ich* über diese Menschen? Was weiß *ich* über ihre Herkunft, ihre Kultur und ihre Bräuche?

Rebecca Koellner hat sich auf eine Spurensuche der ganz eigenen Art begeben. Aus Besuchen in der Konstanzer Moschee, den Gesprächen und Begegnungen ergab sich zunächst die Idee, eine Ausstellung über türkische Frauen in Konstanz zu arrangieren. Vielleicht über ihre Geschichte, ihre Lebensgewohnheiten, ihre Probleme, ihre Wünsche und Träume. Je mehr sie sich aber auf dieses Thema einließ, desto mehr wurde ihr auch bewusst, wie wenig sie selbst über sogar scheinbar alltäglichste und einfachste Dinge aus der Lebenswelt dieser Frauen wusste, wie sich ihr eigenes Wissen auf wenige Stichworte konzentrierte. Was macht man in so einer Situation? Man kann in eine Bibliothek gehen und versuchen, sich möglichst viele Informationen anzueignen. Man kann die Gespräche mit den Frauen vertiefen und sich ihren lebensgeschichtlichen Hintergrund mehr und mehr erhellen. Man kann aber auch einen ganz anderen Weg gehen: nämlich innehalten und den eigenen Blick einer Prüfung unterziehen. So hat sich die Ausstellung „Der Boden, auf dem ich stehe“, von einer Ausstellung *über Personen* zu einer bildnerisch gestalteten Studie über mögliche Vorurteile und Klischees *zwischen Personen* entwickelt.

Türkisches Leben: das kann mit dem türkischen Lebensmittelladen verbunden sein, mit der glatten Petersilie, die man früher in Deutschland noch gar nicht so kannte, mit den Rosenblättern, die auf die Türkei als Land der Rosenkultur verweisen, mit den vollen Plastiktüten, die für die Billigdiscounter stehen. Man gewinnt dadurch eine Reihe von Klischees, die beliebig ergänzt und erweitert werden könnten. Doch dabei bleibt Rebecca Koellner keineswegs stehen, ihre künstlerische Intention zielt über bloße Zitate von Klischees weit hinaus. Das Verfahren, das sie wählt, ist ebenso unkonventionell wie risikoreich: Neben den Zitaten hat sie ihre subjektiven Vorstellungen objektiviert, indem sie selbst in die Rolle ihrer Vorstellungen geschlüpft ist, sie die Identität ihrer Vorstellung angenommen hat, und das im durchaus wörtlichen Sinne. Sie wird eine türkische Putzfrau, eine Rechtsanwältin, eine

Hausfrau im goldenen Käfig, eine westlich angepasste modische Frau mit lackierten Fingernägeln und High-Heels. Das Ganze erinnert an die inszenierte Variation des Themas „Ich ist ein anderer“, mit dem Rimbaud Ende des 19. Jahrhunderts einen Paradigmenwechsel in der Kunst und Literatur eingeläutet hat; aber nicht das im Fortschritt der Moderne fraglich und fragil gewordene Ich steht im Mittelpunkt des künstlerischen Verfahrens von Rebecca Koellner, sondern das Verhältnis zum anderen, das sich von der Rimbaudschen narzisstischen Innenschau löst und die intersubjektive Verständigung thematisiert. Um die Perspektive des anderen einnehmen zu können bedarf es der Empathie, ich muss mich in ihn hineinversetzen und versuchen, ihn zu verstehen. Ich erschließe mir damit seine Welt. Umgekehrt bedeutet die Perspektive des anderen einzunehmen auch die Voraussetzung für die Bildung der eigenen Identität: In der Auseinandersetzung mit dem anderen entsteht das eigene Ich. Letztlich ist beides aufeinander angewiesen.

Empathie ist es auch, mit der es Rebecca Koellner gelingt, die gefährliche Gratwanderung, die eine Rollenübernahme auch darstellen kann, erfolgreich zu meistern. Sie scheint mit der Vorstellung des Anderen voll und ganz aufzugehen und zu verschmelzen, ähnlich Ilija Trojanows „Weltensammler“ in dem gleichnamigen Roman über den Reisenden und Entdecker Richard Francis Burton. Das mimetische Verfahren der Angleichung an das Objekt bis zum vermeintlichen identisch werden mit ihm kann aber nie vollständig gelingen. Diese Lücke lässt sich nicht schließen. Genau das öffnet jedoch die Möglichkeit, die Distanz zwischen Vorstellung und Realität, zwischen Klischee und einer wie auch immer objektivierbaren Welt zur Sprache zu bringen. So haben die Berichte Richard Francis Burtons noch Jahre nach ihrem Erscheinen gerade auch durch ihre Diskussion zu einem besseren Verständnis der von ihm bereisten Welten beigetragen.

Liebe Gäste, wenn Sie sich die Ausstellung ansehen merken Sie natürlich gleich, dass es sich nicht um eine Ausstellung im klassischen Sinne handelt, sondern um eine Installation. Sie sehen keine Bilderrahmen, die die Fotos umschließen, sondern aufgebrochenen Leisten, die wie aufgesprengt wirken. Etwas einrahmen heißt, irgendwo Ordnung zu schaffen. Ein Rahmen schließt ab, begrenzt. Er fokussiert aber auch und gibt einem Bild oder einem Motiv ein Zentrum. Alles das ist hier nicht der Fall. Die Frage ist nur: geben die aufgebrochenen Rahmen den Motiven eine neue Freiheit oder berauben sie sie ihres Schutzes? Die Leisten wirken wie Blitze, die in

scheinbar beliebiger Anordnung über die Wände huschen. In dieser Beliebigkeit korrespondieren sie mit den Fäden an der Wand, die ein wirres Geflecht von roten Spuren zeichnen und auf ganz andere Weise nochmals das Thema der Identität aufgreifen, nämlich als Zufälligkeit der Biografien als Lebenslinien, die irgendwo beginnen und irgendwo enden: aber warum verlaufen die Lebenslinien gerade so und nicht anders? Warum bin ich ich und nicht diejenige, die ich im künstlerischen Spiel verkörpere? Warum bin ich die Künstlerin und nicht die Hausfrau aus Anatolien oder die Rechtsanwältin aus Istanbul? Man kann die Frage natürlich mit der Zufälligkeit der Geburt beantworten. Aber selbst dann lassen die Optionen, die sie aufgreift und thematisiert, uns doch mit einer gewissen Irritation zurück: denn eigentlich könnte auch alles ganz anders sein: das Spiel mit den Identitäten könnte auch der Ernst einer tatsächlichen Lebensgeschichte sein.

Dieser Ernst der tatsächlichen Lebensgeschichte thematisiert die Ausstellung auch an einer andern Stelle. Sie sehen in diesem Raum die Vorstellung türkischer Lebensbilder. Im Vorraum aber sehen Sie eine Fotografie von türkischen Frauen, die in Konstanz wohnen, am Raiteberg, auf dem Weg zum Bismarckdenkmal hoch. Das Spiel mit den Identitäten auf der einen Seite und die Fotografie der Lebenswelt der türkischen Bürgerinnen auf der anderen Seite ist durch eine Wand getrennt und räumlich separiert. Die Offenheit, die die aufgebrochenen Bilderrahmen verkörpern, weicht hier einer Abgrenzung, die nicht allein künstlerische Gründe hat. In ihr bildet die Ausstellung eine Realität ab, die oft genug noch Alltag ist.

Sehr geehrte Damen und Herren, wer sich ein bisschen für Kunst interessiert weiß um die immer wieder einmal in der Öffentlichkeit versuchten Standortbestimmungen zur Situation der Kunst: Wo stehen wir, und vor allen Dingen: wohin gehen wir? Gute Antworten auf diese Fragen sind natürlich schwierig und deshalb selten, als theoretische Erörterung vielleicht auch gar nicht so wichtig. Die Kunst bewegt sich von alleine. Wichtiger ist, dass es Menschen gibt, die sich in der Auseinandersetzung mit der Kunst und mit der künstlerischen Tradition um Antworten bemühen, die uns alle betreffen und die uns vielleicht ein Stück weiter bringen auf unserem Weg, die Dinge neu zu sehen oder zumindest neue Fragen zu stellen.

Rebecca Koellner fordert uns mit dieser Ausstellung auf, unsere eigenen Vorstellungen zu überprüfen und Klischees zu hinterfragen. Nicht als pädagogisches

Programm, sondern als künstlerische Inszenierung, die einen weiten Bogen spannt von der skurril anmutenden Installation bis zur realistischen Fotografie. Dabei gelingt es ihr, mit großer Leichtigkeit in der künstlerischen Form ein schwieriges Thema ohne moralischen Zeigefinger aber dennoch mit einer klaren gesellschaftspolitischen Position zu bearbeiten und zu vermitteln. Kratzen Sie an Ihren Vorurteilen, auch der Kunst gegenüber. Schlüpfen auch Sie einmal in die Rolle ihres Nachbarn und überlegen Sie sich, was wäre wenn....

Besten Dank!